

Die Wirklichkeit im Zeitalter ihrer technischen Fingierbarkeit.
(mit Rainer Bohn u. Rainer Ruppert)

In: *Ansichten einer künftigen Medienwissenschaft*. Hrsg. v. Rainer Bohn, Eggo Müller u. Rainer Ruppert. Berlin: Edition Sigma 1988, S. 7-27.

Rainer Bohn • Eggo Müller • Rainer Ruppert

Die Wirklichkeit im Zeitalter ihrer technischen Fingerbarkeit

Einleitung in den Band "Ansichten einer künftigen Medienwissenschaft"

1. Absichten

Mit dem Titel spielt dieser Sammelband auf ein erfolgreiches, 1969 von Jürgen Kolbe herausgegebenes Buch an: auf die *Ansichten einer künftigen Germanistik* (denen vier Jahre später die *Neuen Ansichten* fast ebenso erfolgreich folgten). Kolbes Sammlungen haben seinerzeit zur Bündelung neuer literaturwissenschaftlicher Ansätze und zur Evokation innovativer Ideen für die Weiterentwicklung der Germanistik wesentliches beigetragen – und übrigens den Gedanken an medienwissenschaftliche Forschungen innerhalb der Germanistik befördert. In der Wahl des Titels drückt sich für dieses Buch eine Hoffnung, ein Wunsch aus: daß von diesem Band ähnlich fruchtbare Anregungen ausgehen werden.

Die Rede von der "künftigen Medienwissenschaft" hat überdies den Reiz, ein bißchen schillernd offen zu lassen, ob die Entwicklung einer bestehenden oder die Entstehung einer noch unentwickelten Wissenschaft gemeint sei. Genau dies nämlich ist schwer zu beurteilen. In der Bundesrepublik gibt es hier und da einen Neben- oder gar Hauptfach-Studiengang Medienwissenschaft (sogar Hochschullehrer mehr oder minder selbständige Abteilungen innerhalb anderer Disziplinen führen, einige Handvoll 'Einzelkämpfer' oder Gruppen von Wissenschaftlern an verschiedenen Hochschulen und in unterschiedlichen Fächern, ver-einzelte außeruniversitäre Forschungsinstitutionen und einen medienwissen-schaftlichen Sonderforschungsbereich der DFG (im Überblick: Schmitt-Sasse 1987, Kreuzer 1987). Sie alle betreiben irgendwie um Medien zentrierte För-schungen, kommunizieren untereinander, kooperieren mehr oder minder mit Pu-blizistikwissenschaftlern sowie mit Soziologen, Psychologen und anderen For-schern, die ihrerseits Medien in den Mittelpunkt ihrer fachspezifischen Beschäf-tigung gestellt haben; sie verfügen über ein Rezensionsorgan, mehrere wissen-schaftliche Gesellschaften, halten Kongresse und Workshops ab...

Der Grad der – vor allem universitären – Institutionalisierung ist noch ver-gleichsweise gering, die Selbstverständigung über die spezifischen Gegenstände, Methoden, Aufgaben und Ziele hat noch zu keiner breit durchgesetzten Epi-stemologie der Medienwissenschaft geführt; und doch: es geschieht mehr, es ist mehr zu beobachten als unkoordinierte Aktivitäten einiger 'Sonderlinge' des Wissenschaftsbetriebs. Da wissenschaftliche Disziplinen nicht geboren werden, sondern – wie es in der Wissenschaftstheorie immer so schön heißt – "sich ausdifferenzieren", läßt sich auch gar nicht feststellen, ob Medienwissenschaft ihre Geburtsstunde noch vor sich oder schon hinter sich hat. Daß wir mitten im Prozeß der Ausdifferenzierung stehen, ist jedenfalls unumstritten.

Zu diesem Zeitpunkt versucht dieser Band, eine Zwischenbilanz der fachtheoretischen Bemühungen vorzulegen und zugleich Diskussionsanstöße zu weiterführen – den Überlegungen zu sein. Der bisherige Verlauf und der Stand der Diskussion gebietet einzugestehen, daß es sich dabei eher um die – wertende – Rekonstruktion von Debatten und um Momentaufnahmen der Auseinandersetzungen handelt; weniger oder gar nicht um Resümées 'gesicherter' Erkenntnisse. Von solchen kann auf dem Feld der Medienwissenschaft kaum die Rede sein.

Gleichwohl erschöpft sich die Zielstellung nicht darin, eine Geschichte medienwissenschaftlicher fachtheoretischer Diskussionen zu schreiben. Die Beiträge sind in pragmatischer Perspektive auch darauf gerichtet, sich auf einen Satz von Grundannahmen zu verständigen, die aus heuristischen Gründen jetzt (nicht: auf ewig) anzuerkennen sinnvoll sein kann, um die Wissenschaft über den status quo hinauszubringen. Solche Grundannahmen werden hier nicht ex cathedra 'erlassen'; aber die Beiträge nehmen in Anspruch – und das war den Herausgebern wichtig –, die Relevanz und Brauchbarkeit bestimmter Annahmen (und die Irrelevanz und Unbrauchbarkeit anderer) begründet zu behaupten. Darin liegt ein 'Credo' dieser Aufsatzsammlung: daß es der Fachentwicklung gut tut, nicht mehr unter Hinweis auf die Dynamik und Ungefestigkeit der Disziplin davon auszugehen, daß einstweilen alles gleichermaßen richtig, alles gleichermaßen produktiv, alles gleichermaßen berechtigt sei. Dies widerspiegelt sich in diesem Band nicht zuletzt darin, daß zwischen den Beiträgern – kollegial, aber prononciert – gestritten wird.

Im wesentlichen zwei Motive haben uns veranlaßt, den Band so zu konzipieren und zu diesem Zeitpunkt vorzulegen: Das erste Motiv gründet auf dem Eindruck, daß Medienwissenschaft – der Liquidation des Osabrücker Studiengangs zum Trotz – gegenwärtig im Zeichen eines auch (wissenschafts)politischen Booms steht. Der Anteil integrierter, kregel und intelligent operierender Einzelner an der Durchsetzung medienwissenschaftlicher Forschungsmöglichkeiten und Lehrangebote soll damit keineswegs gemindert werden; was sie der Wissenschaftsbürokratie abtrotzen, sind freilich manchmal wohl unfreiwillige Zugeständnisse in einer augenblicklichen 'Geberlaune', die eigentlich auf etwas ganz anderes hätte hinaus wollen. Denn hinter dem politischen Wohlwollen für Medienforschung läßt sich aus guten Gründen die Hoffnung vermuten, Medienwissenschaft werde zum Produzenten ähnlich 'nützlicher' Ergebnisse, wie sie – man bemerke den Unterschied – Medialforschung, ein Teil der Publizistikwissenschaft und namentlich die meist hier angesiedelte Meinungsforschung seit Jahrzehnten liefern. Daß die Akzeptanz – und (damit zusammenhängend) Kapitalverwertungsprobleme der sogenannten Neuen Medien, die aufgetauchten Unsicherheiten hinsichtlich der Wirkungskalküle medialer (Werbe-)Botschaften, die Internationalisierung medialer, vor allem medientechnologischer Netzwerke etc. – daß all dies das Interesse an kommerziell verwertbarem Wissen und prognostischer Politikberatung beflügelt, liegt auf der Hand.

Medienwissenschaft hat es nun einmal mit Medien zu tun, das heißt mit ziemlich großen gesellschaftlichen Institutionen, an und in denen sich ökonomische Kalküle, machtpolitische Absichten und ideologische Interessen auf das Heftigste durchsetzen; und nicht der esoterischste medienwissenschaftliche Forschungsgegenstand bleibt davon unberührt. In der medienwissenschaftlichen Selbstverständigungsdebatte tut man also gut daran, diesen Tatbestand angemessen zu reflektieren – und dieser Band will dazu beitragen –; man tut gut daran, dem Boom der Medienwissenschaft mit einem Gutteil Mißtrauen zu begegnen und von politischer Seite angebotene Entwicklungen – und Ausbauchancen erst nach sorgfältiger Prüfung wahrzunehmen; und man tut gut daran – so deutlich sei's

gesagt –, an den korrupten Halbbrüdern und –schwestern beispielsweise in einigen kommunikationswissenschaftlichen Instituten zu lernen und der Tatsache inne zu sein, daß die Abhängigkeit von Drittmitteln und die Willfährigkeit gegenüber den Geldgebern von Auftragsforschung wissenschaftlicher Seriosität nicht unbedingt förderlich sind.

Das zweite Motiv, diesen Band so und jetzt vorzulegen, beruht auf der anderwärts verschiedentlich beklagten – Beobachtung, daß gerade die beschleunigte, aber auch recht unkoordinierte Entwicklung der Medienwissenschaft wohl dazu geführt hat, den organisatorischen Aufbau und die forschungspraktische Realisation medienwissenschaftlicher Projekte möglichst pragmatisch voranzutreiben; die wissenschaftstheoretische und methodologische Diskussion geriet dabei etwas ins Hintertreffen. Es sieht uns nicht an, und es ist ex post auch völlig sinnlos, dies zu bekräftigen; die Ausdifferenzierung einer akademischen Disziplin folgt nicht wissenschaftslogischen Planungen, sondern den jeweils sich bietenden praktischen Möglichkeiten und aktuellen forschungsstrategischen Notwendigkeiten. Um so mehr mag dann aber der Bedarf legitim erscheinen, gleichsam neben dem 'Alltagsgeschäft' die Grundsatzdiskussion um Gegenstände, Erkenntnisinteressen und Methoden des Fachs zu bilanzieren und die Möglichkeit zu schaffen, daß die Debatte hierum ein Stück weit aufholt. Diesem Bedürfnis fühlt sich der Sammelband *Ansichten einer künftigen Medienwissenschaft* verpflichtet. Diesem Bedürfnis sind auch die folgenden Abschnitte dieser Einleitung verpflichtet, die uns – in Medium res führen.

2. Medien

Die Debatte in der und um die Medienwissenschaft muß – so 'unfertig' ist das Fach noch – beginnen bei der Frage, um was es eigentlich gehe. Medienwissenschaft ist in ihrer gegenwärtigen Forschung – und Lehrpraxis, schreibt Kibbler in diesem Band, "eher als unspezifische, eklektizistische Sammelbezeichnung für (...) Unterfangen medienbezogener Art" zu verstehen denn als Fachbezeichnung einer gefestigten Disziplin mit einem etablierten Kanon von Gegenständen und Methoden. Daß sich so manches als Medienwissenschaft etikettieren kann, während anscheinend – salopp formuliert – niemand richtig weiß, was Medienwissenschaft denn nun sei, dies hängt offenkundig zusammen mit der Bedeutungsvielfalt und Begriffsunsicherheit beim Umgang mit dem zentralen Begriff: Medium.

Hickethier argumentiert in diesem Buch, daß die fortwährende Neuaufgabe des Begriffsstreits um "Medium", daß vor allem die wiederholte Verwerfung alles zuvor Gewesenen und die Bemühungen um "Wesensbestimmungen" von Medien mußig seien. Dem ist zuzustimmen: praktische Erfordernisse des Wissenschaftsprozesses führen zu – temporär – brauchbaren Definitionen, nicht der behauptete Bedarf an nach Möglichkeit umfassenden und zeitstabilen Begriffsklärungen. Indes: hier et nunc geht es darum, eine Konzeption transparent zu machen, die wissenschaftliche Aufsätze unter einer gemeinsamen Orientierungskategorie zusammenbringt, eben unter der Kategorie "Medien(wissenschaft)". Und daher wagen wir uns doch noch einmal an den Begriff heran.

Es ist wohl im Sinne der gegenwärtig vorherrschenden unter den wechselnden intellektuellen Moden nicht mehr sehr zeitgemäß, aber vielleicht doch fruchtbar, sich seinem Gegenstand historisch-genealogisch zu nähern. Wir tun das, indem wir Medien zunächst einmal sehr allgemein als Resultate der Entwicklung gesellschaftlicher Produktions- und Verkehrsverhältnisse ab und auf einem

bestimmten historischen Niveau gesellschaftlicher Komplexität begreifen. Um sie von anderen Hervorbringungen der gesellschaftlichen Verhältnisse praktikabel abgrenzen zu können, ist es erkenntnistheoretisch sinnvoll, sich darauf zu verständigen, daß die 'vorgängigen' Gegebenheiten für die Entstehung eines Gegenstands nicht selbst Element der Definition des Gegenstands sein sollen.

In Hinsicht auf "Medium" heißt das: In den Medienbegriff sollen die natur- und gesellschaftsgeschichtlich notwendigen Voraussetzungen der Entstehung von Medien nicht selbst eingehen – also die Existenz von Menschen, ihre Fähigkeit zum Gebrauch von Sprache und anderen Zeichensystemen, die Existenz dessen, was beim Gebrauch von Zeichensystemen als Bezeichnetes fungiert, sowie das Vorhandensein physikalischer Transmitter (Luft, Licht usw.). Mit dieser Voraussetzung ist – für jeweils andere Erkenntnisinteressen – der heuristische Wert anderer Mediendefinitionen, die etwa von Mensch-Medien sprechen (Beth/Pross 1976) oder Sprache oder Luft selbst als Bestandteil des Mediensystems ansehen (Knilli 1979), in keiner Weise bestritten; sie sind lediglich für unsere Zwecke eher irreführend, verführen insbesondere dazu, Medienwissenschaft als eine alles usurpierende Universalwissenschaft zu konzipieren, in der letztlich auch Meteorologie, Physik, Linguistik, Semiotik und vieles andere 'aufgehoben' sind.

Diese Vorklärung vorausgesetzt, verdient "Medium" in angemessener Ausschöpfung des Wortsinns genannt zu werden, was für und zwischen Menschen ein (bedeutungsvolles) Zeichen, (oder einen Zeichenkomplex) mit Hilfe geeigneter Transmitter ver- mittelt, und zwar über zeitliche und/oder räumliche Distanzen hinweg. Demnach sind die historisch frühesten Medien mutmaßlich Aufschreibesysteme, wie sie in frühen Gesellschaftsformationen etwa zur Registrierung von Hochwasser oder Sternständen benutzt wurden. Es handelt sich hier vorerst um Speichersysteme zur zeitlichen Kumulation von Beobachtungen mit dem Ziel der Komplexitätsreduktion, konkret: nämlich um die Bemühung, aus der wiederholten Beobachtung Gesetzmäßigkeiten über das Auftreten von Hochwasser oder Sternständen abzuleiten, um für den Ackerbau bzw. die Schifffahrt daraus zu profitieren. Aufschreibesysteme eignen sich – wie die Benutzer vermutlich sogleich erkannt haben – darüber hinaus als Mittel zur Kommunikation über räumliche Distanzen hinweg, also als Instrument zur Reduktion des Zeit- und Energieaufwands von Kommunikation.

Diese instrumentelle und finale Argumentation eignet sich für die genealogische Bestimmung des Begriffs (und läßt sich historisch gut untermauern), hilft allerdings dann nicht mehr viel weiter. Denn sind Medien gesellschaftsgeschichtlich erst einmal vorhanden, beginnen sie – wie alle sozialen Hervorbringungen – ihr 'Eigenleben' zu führen. Sie entwickeln sich mit einer gewissen Eigendynamik; ihre ursprünglichen Zwecke können zeitweilig oder partiell außer Sicht geraten und durch selbstproduzierte Zwecke überformt werden; machtpolitische und ökonomische Interessen an ihrer Kontrolle formieren sich; sie binden Menschen an sich und bewerkstelligen durch diese Menschen soziale Rückwirkungen; sie bilden eigene Traditionen und Normen aus und produzieren Instanzen, die über deren Einhaltung wachen; und so weiter, und so fort.

Die Weiterentwicklung gesellschaftlicher Einrichtungen, so sie erst einmal auf den historischen Plan getreten sind, läßt sich also vielfach nicht mehr geradlinig ein instrumentell – finalen Logik subsumieren. Für technische Artefakte und Verfahren beispielsweise ist des öfteren eindrucksvoll gezeigt worden, daß ihre Entwicklung keineswegs nur dem "demand – pull – Prinzip" folgt, sondern daß ein neues Niveau technisch – ingenieurwissenschaftlicher Möglichkeiten zu Innovationen führen kann, die sich ihre Zwecke und Verwendungszusammenhänge gleich –

Einleitung

sam ex post erst 'suchen' (was auch für einige Medientechniken – etwa für die Photographie oder den Phonographen – zutrifft). Und umgekehrt gilt für Zwecke und Verwendungsweisen, daß diese sich im Lauf der Zeit von den historisch ursprünglichen weitgehend entkoppeln können; soziale Hervorbringungen können ihrer materiell – dinglichen Gestalt nach fortexistieren, dabei aber neu entstehenden Zielen dienen und in veränderte Praxen eingelassen sein. Medien scheinen in dieser Hinsicht mit einer besonders großen 'Bandbreite' ausgestattet zu sein, weil ihre Transportmittel – Funktion eine außerordentliche Vielfalt und Variabilität in bezug auf das 'Transportgut' zuläßt. Zwecksetzungen und Verwendungsformen der gesellschaftlichen Errungenschaft "Medien" scheinen damit historisch leichter veränderlich zu sein als diejenigen anderer Errungenschaften – es mag sich um Rentenversicherungsanstalten, Kühlschränke oder Gastwirtschaften handeln.

Medien heben sich von anderen sozialen Hervorbringungen aber noch durch einen anderen Aspekt von 'Eigenleben' ab: durch die Tatsache nämlich, daß sie sich – hunderte von Malen wurde es bereits festgestellt – nicht neutral zu dem verhalten, was sie vermitteln. Sie nehmen Einfluß auf ihr 'Transportgut', und zwar nicht nur technisch in Gestalt des kommunikationstheoretisch so genannten "Rauschens" (sei es als Verwitterung von Tonaufnahmen oder als Kratzen auf der Schallplatte), sondern in Gestalt einer sehr weitgehenden Umformung im Sinne einer – je nach Medium: mehr oder weniger umfassenden – Subsumtion des "Inhalts" unter alle Parameter sozialer Relevanz, kultureller Normierung, juristischer und politischer Regulation usw. usf., die dem Medium historisch zugewachsen sind.

Diese Umformung ist nichts Akzidentielles, d.h. aus dem "Inhalt" im Wege der Interpretation oder Analyse nachträglich wieder zu Entfernendes. Für die Medien, mit denen Medienwissenschaft sich faktisch befaßt, ist daher das herkömmliche Kommunikationsmodell – es mag noch so viele "Einflußfaktoren" abbilden, die in avancierteren Varianten unentwirrbar von oben und unten in Pfeilform auf den "Kanal" weisen – schlicht nicht zu gebrauchen. Denn jedenfalls wird in diesen Modellen ein, mehr oder weniger beschädigter, "Inhalt", ein "Kommunikat" über ein Medium transportiert – genau jenes aber ist die Crux der medienwissenschaftlichen Mediendefinition.

Denn bei allen für Medienwissenschaft einschlägigen Medien, behaupten wir, läßt sich die Frage nicht beantworten, was eigentlich das "Kommunikat" sei. Bei einem Film: Ist es das Drehbuch oder die Intention des Regisseurs oder die originäre darstellerische Interpretation oder alle drei oder zwei von den Dreien? Beim Fernsehen: Ist bei den von Kepplinger ausgewerteten Politiker – Sequenzen (Schmitt – Sasse berichtet den Vorgang noch einmal in diesem Band) das "Kommunikat" die Aussage des Politikers oder die Absicht des Kameramanns, ihn sympathisch oder unsympathisch zu zeigen? Im Hörfunk: Ist das "Kommunikat" der Text eines Status Quo – Songs oder das Sendekonzept des Moderators, in dem dieser Song gespielt wird, oder das subkulturelle Identifikationsangebot für die Teens oder die an die Hörer gerichtete Kaufaufforderung des Plattenproduzenten, der den Moderator zum Abspielen der Platte gedungen hat? Mit welchen Fragen dieser Art ließen sich noch Seiten füllen, aber diese genügen vermutlich, um Konsens darüber zu erzielen: man kann offenbar auf dieser Ebene nicht argumentieren, man kann über ein gemutmaßtes "Kommunikat" nicht entscheiden, es sei den voluntaristisch.

Wo stehen wir? Einerseits ist, wie gezeigt, der "Inhalt" eines "Kommunikats", das über ein Medium transportiert wird, analytisch nicht auszumachen. Andererseits

ist - paradox genug - empirisch leicht belegbar, daß Medien Einrichtungen sind, an deren einem Pol "Input" erfolgt (weshalb beharrlich von "Medienproduzenten" die Rede ist) und an deren anderem Pol ein "Output" "ankommt", "empfangen wird", "verstanden wird", "wirkt" etc. Dieses Rätsel gilt es zu lösen.

Man kommt der Lösung näher, wenn man noch einmal auf die historische Genealogie von Medien zurückgeht: Die Invention von Medien beruht auf der - gesellschaftsgeschichtlich notwendig gewordenen - funktionalen Zwecksetzung, über Speicher- und Kommunikationsmittel zur Komplexitätsreduktion sowie zur Reduktion des Zeit- und Energieaufwands zu verfügen. Es besteht kein Zweifel, daß Medien auch heute diesen Zwecksetzungen immer noch dienen und gerecht werden: Wenn Firma A bei Firma B per Telex 100 Meter verzinkte Regenrinne bestellt, so wird man diesen Auftrag in Firma B ohne jede medientheoretische Scholastik verstehen und - Bonität vorausgesetzt - erfüllen; wenn nur der Verkehrsfunk wegen eines Staus die U 40 empfiehlt, benötige ich keinerlei hermeneutisches Spezialstentum, um eine Stunde eher am Ziel zu sein... Aber das ist das im medienwissenschaftlichen Verständnis weniger Interessante.

Interessanter ist, daß ab einem bestimmten historischen Zeitpunkt die Komplexität gesellschaftlicher Organisationsformen und die Komplexität der von jedem Gesellschaftsmitglied notwendigerweise zu durchschauenden (gedanklich zu beherrschenden) natürlichen, technischen und sozialen Umwelt Institutionen erforderlich werden, die eine mehr oder weniger einheitliche, jedenfalls auf einem gewissen Mindestniveau vereinheitlichte Interpretation gesellschaftlicher Wirklichkeit gewährleisten. Ab einem gewissen Entwicklungsstand reichen personale Agenten und das Mittel personaler Kommunikation (namentlich Geistliche und Predigten) hierzu nicht mehr aus; es werden Mittel zur Reduktion der immer komplexer werdenden Realität und zur Effektivierung der Kommunikation nötig. Auf der 'historischen Tagesordnung' stehen Instanzen, die einerseits kraft ihrer ikonischen oder symbolischen Funktionen unmittelbare Anschauung und sinnliche Erfahrung (partiell) ersetzen und komplexe Wirklichkeitsausschnitte auf kleine, das Wesentliche hervorhebende 'Informationspakete' reduzieren können; und die andererseits derartige Ersetzung - und Reduktionsmechanismen 'rational' anbieten: d.h. speicherbar, also wiederholbar und kumulierbar, sowie hierarchisch distribuierbar, also initialisiert und kontrolliert von wenigen und rezipiert von vielen. - Iterativ werden die sogenannten Kulturtechniken Lesen und Schreiben zunächst klassen- und schichtenweise, dann gesellschaftsweit verbreitet; die ersten "Massen"-Medien können entstehen, nach und nach treten weitere (teils nicht mehr an Literalität gebundene) hinzu.

Kurzum: Ab dem historischen Moment, als es entwicklungsgeschichtlich nicht mehr ausreicht, daß sich jeder bloß eine (aus praxeologischen Gründen: meist ziemlich zuverlässige, 'realitätstüchtige') Vorstellung von seiner unmittelbaren Alltags- und Lebensumgebung macht, tritt auch die Notwendigkeit ein zu verhindern, daß sich jeder seine Vorstellungen von der Realität 'dahinter' einfach so nach eigenem Gutdünken macht - oder positiv formuliert: tritt der gesellschaftliche Bedarf nach Instanzen auf, die für eine einigermaßen verbindliche Realitätskonstruktion sorgen.

Freilich kann nur von "einigermaßen verbindlich" die Rede sein. Denn es eignet nun einmal den Medien, daß sie nicht - wie Pipelines 'echtes' Rohöl von X nach Y befördern - "echte" Wirklichkeit transportieren. Schon auf der Seite derer, die Zugang zum "Input" - Pol eines Mediums haben, handelt es sich ja um - meistens arbeitsteilig hergestellte - Realitätskonstruktionen, in die die Abstraktion von Zeichenprozessen, individuell - subjektive Interpretationen, vor -

gängige Zurichtungen auf das 'Medienspezifische', antizipatorische Rücksicht - nahmen auf das, was die juristisch - ökonomischen gate-keeper des Mediums durchlassen, und hundert andere Faktoren eingehen. Und analog wird auf der Seite deren, die am "Output" - Pol sitzen, nicht bloß "verstanden", "decodiert", sondern der "Output" trifft auf lebendige, aktive Subjekte mit einer je eigenen Wirklichkeitsinterpretation, mit Vorlieben und Abneigungen, Gewohnheiten, Interessen, Vorurteilen, Fähigkeiten, Träumen, Zielen, Erfahrungen... Diese ganze komplizierte Doppelseitigkeit wird noch einmal überformt dadurch, daß das jeweilige Medium für beide Seiten nicht als black-box existiert, sondern seinerseits Bestandteil der Realitätskonstruktion ist, ihm also aus Erfahrungen und Lernprozessen stammende Bedeutung, Autorität, Skepsis, Aufmerksamkeits, Regelverständnis, Zurückhaltung... zugewiesen wird.

Eine brauchbare Definition von "Medium" muß - zusammengefaßt - also erstens weiter sein als das, was im Lasswell'schen Sinn der vorwiegend technisch verstandene "channel" ist (ohne freilich alle physikalischen und anthropologischen Voraussetzungen von Kommunikation schlechthin umfassen zu müssen). Zweitens reicht es nicht aus anzunehmen, daß einem empirisch vorfindlichen "Kommunikat" durch das Medium lediglich etwas abgezogen (Kommunikationsstö- rung/Informationsverlust/"Rauschen") bzw. etwas hinzugefügt (soziale Wertigkeit, kultureller Code oder was auch immer) würde. Denn es ist - außer auf dezi- sionistischem Wege - nicht auszumachen, was der "Inhalt" eines "Kommunikats" in einer konkreten medialen Kommunikation ist. Daraus folgt drittens, daß "Kommunikat" nur das Resultat zweier Realitätskonstruktions-Handlungen auf der "Input" - und auf der "Output" - Seite des "channels" sein kann. Der Begriff "Medium" macht infolgedessen nur einen Sinn, wenn er sowohl den Kanal wie auch die Konstruktionshandlungen auf dessen beiden Seiten umfaßt.

In massenmedialer Kommunikation mit "dispersem" Publikum auf der Rezep- tionsseite konstituieren die beiden Realitätskonstruktionen nicht - wie in der älteren Kommunikations- und Zeichentheorie unterstellt - ein *gemeinsames* Kommunikative. Alle Anzeichen sprechen dagegen, daß ein bestimmter medialer "stimulus" eine bestimmte (vorhersagbare) "response" erzeugt; alle Anzeichen sprechen ebenso dagegen, daß - jedenfalls in der Masse der Fälle - eine medial-kommunikative Aktivität gemeinhin mit einer "hermeneutischen" beant- wortet würde: der Empfänger scheidet sich, lax gesprochen, im allgemeinen einen Teufel um Intentionen, Prinzipien und Verfahrensweisen des Absenders, er pflegt sich seine Medien-Realität nach seinen eigenen Maßgaben 'eigensinnig' zurechtzulegen.

Gleichwohl regieren in massenmedialer Kommunikation nicht allein Zufall, Beliebigkeit und Willkür - das 'rettet' die Medienwissenschaft. Der Grund liegt in der gesellschaftsgeschichtlich eingeleiteten Eigenschaft der Medien, Agenturen sozialer Bedeutungsproduktion und Wirklichkeitsinterpretation zu sein. Die historisch tradierte - und wenigstens von einem Teil des medialen "Programms" notwendig immer wieder zu reproduzierende - Fähigkeit der Medien, eine lebenspraktisch nützliche Konstruktion von Realität anzubieten, verbürgt auf sei- ten der Empfänger das prinzipielle Vermögen und die allgemeine Bereitschaft, mediale Kommunikationen so 'in Empfang zu nehmen', daß sie deren potentiel- len lebenspraktischen Nutzen auch tatsächlich realisieren. Die Vorstellung von einer "Rekonstruktion" der "Botschaft" ist hiermit nicht durch die Hintertür wie- der eingeführt; viel eher handelt es sich wohl um die Re-Konstruktion (eines Ausschnitts) von Realität, auf die sich der Absender - qua gemeinschaftlicher Sozialität - mutmaßlich bezieht und die zu re-konstruieren Nutzen für die eigene Lebenswirklichkeit abzuwerfen verspricht? - wobei anderer, 'eigensinnig'

gestifteter Nutzen nicht ausgeschlossen ist, sich nicht einmal störend auswirken muß, aber durchaus kann.

Unterstützt wird dieser Prozeß erstens dadurch, daß einzelnen Medien (hier im Sinne von sozialen Organisationen) traditionell und im gesellschaftlichen Alltagsverständnis bestimmte (historisch wandelbare) Eigenschaften zugeschrieben werden – Zuverlässigkeit, Aktualität, Unterhaltsamkeit, Vertrauenswürdigkeit, Unbestechlichkeit ... –; zweitens dadurch, daß einzelne Medien (hier im Sinne ihrer technisch – dinglichen Verfaßtheit) zum Beispiel durch Zugangsbarrieren (Eintrittspreise, Anschaffungskosten) oder durch ihrer technischen Körperlichkeit eingeschriebene Handlungsanweisungen (Rationalität, Konzentration) auch bestimmte Haltungen des In – Empfang – Nehmens mit determinieren.

Um es abschließend noch einmal zuzuspitzen: Dieser Medien – Begriff läßt in keinem Einzelfall medialer Kommunikation eine Vorhersage darüber zu, in welchem Verhältnis das Realitätskonstrukt der "Input" – Seite und dasjenige der "Output" – Seite zueinander stehen (und wir behaupten, daß keine Mediendefinition eine zuverlässige Vorhersage zu liefern imstande ist); in jedem Einzelfall ist die ganze Bandbreite von Kongruenz bis Reziprozität möglich. Doch bildet dieses Medien – Modell die empirisch belegbare Tatsache ab, daß grosso modo ein nennenswerter Anteil medialer Kommunikationsprozesse Realitätskonstruktionen hervorbringt, die auf der "Input" – wie auf der "Output" – Seite relativ ähnlich sind.

3. Medienwissenschaft

Anerkennt man dieses Medien – Modell für einen Augenblick (weniger, um 'endlich' die 'gültige' Mediendefinition in die Tasche zu stecken, als vielmehr ein heuristisches Hilfsmittel zu haben, um fruchtbar nach Perspektiven von Medienwissenschaft fragen zu können), dann ergibt sich eine Reihe bedeutsamer wissenschaftstheoretischer und methodologischer Konsequenzen. Wir sehen als wichtigste an:

1.

Medienwissenschaft müßte sich bei Zugrundlegung dieses Medienverständnisses schleunigst von der belastenden Hypothek trennen, die sie durch ihre Herkunft aus der Literaturwissenschaft seit Anbeginn mit sich herumschleppi: von der Kategorie des "Werks" im philologischen Verständnis. Medienwissenschaft müßte sich konsequenterweise lossagen von der vielfach praktizierten Tradition, lediglich eine Verlängerung der Literaturwissenschaft in neue Gegenstandsareale hinein (und mit 'sanft' angepaßten Methoden) zu sein. Das komplexe Interaktionsverhältnis einer zweifachen Realitäts – Konstruktion auf beiden Seiten eines wie auch immer beschaffenen "Kanals" macht die Vorstellung von einer *zentral* gesetzten, als Ausgangspunkt eines gerichteten Vermittlungsprozesses begriffenen Instanz "Werk" *obsolet*. Die auf der Seite der Rezeptionstheorie wohl durchgesetzte Überwindung von stimulus – response – Modellen erfordert im medienwissenschaftlichen Denken ihr Pendant auf der Produkt(ions) – Seite: ein Produkt oder seine 'Machart' oder gar die Intention (Befähigung, 'Genie') seines Schöpfers zum theoretischen Ausgangspunkt einer Kette von Wirkungen zu erheben, läßt sich mit den geschilderten medientheoretischen Voraussetzungen schlicht nicht mehr in Einklang bringen. Was immer in einer systemtheoretischen Sicht auf "Medium" an Wirkungen auffindbar sein mag – seien es Wirkungen beim Rezipienten, Wirkungen auf andere Medienprodukte, Wirkungen auf die

14

Einleitung

Beschaffenheit des (technischen) Mediums selbst oder seiner (sozialen) Organisationsform –, kann legitimerweise nicht als Funktion eines Werks begriffen werden; aus diesem Dilemma hilft auch die forschungsstrategische Fokussierung auf größere Einheiten (statt "Einzelwerk" dann eben "Programm") nicht heraus.

Natürlich bedeutet dies auch in gewisser Weise den Abschied von traditionellen hermeneutischen, interpretativen Methoden – und doch wird damit, wie wir gleich zu zeigen beabsichtigen, die Hermeneutik keineswegs begraben. Denn mit der Verabschiedung der Zentralkategorie "Werk" geht zwangsläufig einher, die anhaltende Verdinglichung der Gegenstände medienwissenschaftlicher Forschung zu überwinden. Es war die – wenn man euphemistisch davon sprechen darf – Wissenschaftstheorie der Theaterwissenschaft, die die beanspruchte Sonderstellung der Disziplin immer wieder aus der vermeintlich einzigartigen Transitorik der Theater – Auführung hergeleitet hat¹; Theaterwissenschaft habe es, im Gegensatz zu Literatur –, Film –, Kunstwissenschaft usw., mit einem flüchtigen Gegenstand zu tun. Diese Argumentationsfigur verkennt, daß alle übrigen Medienprodukte – in konsequent medienwissenschaftlicher Perspektive – sich eben auch nur jeweils in medialen Kommunikationsprozessen aktualisieren: Ein Film ist für sich genommen nichts als eine belichtete Rolle Zelluloid oder ein magnetisiertes MAZ – Band, ein Buch ein Stapel bedrucktes Papier, eine Schallplatte eine geprägte Kunststoffscheibe. Medienwissenschaftlich, eben nicht philologisch, sind sie weder in ihrer physikalischen Beschaffenheit noch in ihrer semiotischen Zeichenträger – Eigenschaft allein interessant; sie sind es nur im Prozeß der Interaktion zwischen der auf ihnen gespeicherten Realitätskonstruktion und der Realitätskonstruktion auf der "Output" – Seite. Diese Aussage weist freilich nur die Auffassung zurück, man habe, weil man über Film, Buch, Band oder Platte als Ding verfügt, zugleich auch den 'Kern' der ganzen Sache erwischt (vgl. etwa Kittler 1986). Diese 'ontologische' Fixierung, die folgerichtig fast alle Kraft darauf ver(sch)wendet, den vermeintlichen "Inhalt" durch quantitativ – empirische Inhaltsanalyse – Verfahren zu 'objektivieren' oder durch computergestützte Protokollierungen endgültig dingfest zu machen, scheint uns in der Tat einen Fetischismus zu indizieren, der an medientheoretischen Maximen ziemlich entschieden vorbeigeht.

Von dieser Kritik aber völlig unbeeinträchtigt bleiben Sinn und Notwendigkeit hermeneutischen Herangehens in der Medienwissenschaft! Das klingt paradox, ist erkenntnistheoretisch aber nur folgerichtig: Gerade wenn es nicht das 'Ding', Film, Band, Platte 'per se' ist, das als selbsttätiger Urheber von Wirkungen in Frage kommt; und wenn – wie oben argumentiert – Realitätskonstruktionen diesseits und jenseits des "Kanals" grosso modo nicht völlig anarchisch – willkürlich sich zueinander verhalten, gerade dann kommt es darauf an, die Konstrukte nicht nur auf der Rezipientenseite, sondern auch auf der Produzentenseite mit geeigneten interpretativen Methoden zu verstehen. Mehr noch: der versiehende Nachvollzug von Konstruktionsleistungen auf der Rezipientenseite erfordert zwingend, offenzulegen (und zu dokumentieren), auf welchem Weg man als Forscher selbst zu seiner Konstruktion gelangt ist (ein Desiderat, das noch längst nicht jede hermeneutische Methodik einzulösen scheint). Hermeneutische Protokollanalysen (wie sie in diesem Band beispielsweise Koebner emphatisch vertritt) sind durch das Gesagte mithin nicht entlegitimiert; im Sinne medienwissenschaftlichen Methodenverständnisses scheint uns lediglich sinnvoll, erstens 'Produkt – Fetischismus' zu vermeiden und zweitens stets zu reflektieren, daß Produktanalyse sich als ein, aber eben nur ein Element im Ensemble verschiedener Analyseschritte verstehen müßte.

15

Produktanalyse sollte sich – das ist noch hinzuzufügen – allerdings zweier Gefahren bzw. Begrenzungen bewußt sein. Erstens der Tatsache, daß sich auf dem Weg hermeneutischer Verfahren tatsächlich nicht alle Bedingungen rekonstruieren lassen, die in ein 'endgültiges' Medienprodukt eingehen; selbst bei einem ausgefüllten und umfangreichen Analyseinstrumentarium, das wohlfundierte Kenntnisse von Produktionsbedingungen, rechtlichen, ökonomischen und ideologischen Restriktionen, technischen Gegebenheiten usw. u.s.f. einbezieht, müssen diejenigen Ebenen und Elemente ausgeblendet bleiben, die im Produkt (absichtsvoll) keine Spuren hinterlassen. Fischer weist in diesem Band am Beispiel der "Schnitte für den Papierkorb" eindringlich darauf hin. Auch aus dieser Sicht findet die Auffassung, daß Produktanalyse sich als ein Element in einem medienwissenschaftlichen Set von Analyseinstrumenten verstehen sollte, also noch einmal Unterstützung. – Zweitens mag Produktanalyse, gerade weil sie sich aus gutem Grund zuvorderst den 'paradigmatischen' (z.B. auch in künstlerischer Hinsicht vorbildlichen oder besonders auffälligen) Vertretern eines Mediums oder Genres zuzuwenden pflegt, besonders dazu verleiten, den überwunden geglaubten 'Kanonisierungs-Drang' der Philologen zu imitieren, zumindest aber Standards und Normen zu projizieren, die oft genug lediglich sozio-kulturelle Normen der Forscher selbst sind, und dabei hierarchische Raster zu produzieren bzw. zu tradieren, die völlig ungerechtfertigte Selektionsmechanismen in Gang setzen. von Thienen zeigt am Beispiel der Unterscheidung von "U-" und "E-Musik" in diesem Band, wie verhängnisvoll solche Vorurteilsstrukturen nicht nur für die historische Forschung sein können; und Fischer wirft zu Recht die Frage auf, ob die möglicherweise dahinter steckenden Bedürfnisse der Forscher, soziale Definitionsmacht auszuüben, denn schon ausreichend reflektiert sind.

2.

Selbstverständlich gelten die genannten Warnungen auch für die andere Seite der Forschungsstrategie, für die Untersuchung von Rezeptionsprozessen. Ernstgenommene medienwissenschaftliche Methodologie setzt voraus, sich nicht im Besitz ausgeklügelter hermeneutischer Verfahren und daher 'zutreffender' Interpretationen zu fühlen, um dann – tunlichst unter Zuhilfenahme 'objektiver' Meßstrategien – zu 'prüfen', ob beliebige Rezipienten 'richtig' oder 'falsch' liegen. Nicht nur die Diskussion um 'harte' und 'weiche' Methoden, wie sie in diesem Band vornehmlich von Charlton/Neumann und Rogge geführt wird, verweist mit einem Nachdruck auf den Bedarf an medienwissenschaftlicher Methodenreflexion; auch das von Fischer benannte Desiderat einer medienwissenschaftlichen Ethik – Fischer hat keine Vorbehalte, von "Moral" zu sprechen! – wird man nicht schnellfertig beiseite schieben können.

Das geforderte Ernstnehmen der eigenen, aktiven, interessegeleiteten Konstruktionsleistung von Rezipienten verlangt erstens, tatsächlich offen – nämlich ohne unausgesprochen selektierende Vorurteile über wünschenswerte und unerwünschte Motive – nach den erwarteten Gratifikationsfragen zu können, aus denen vorzufundene Rezeptionshaltungen hervorgehen (von Thienen). Es verlangt zweitens, sich den Nutzungsgewohnheiten und Realitätskonstruktionen im Mediengebrauch mit derselben Sorgfalt qualitativer Methodik zu nähern, die man in Hinblick auf Medienprodukte gemeinhin für selbstverständlich zu halten pflegt. Will sagen: die nicht selten anzutreffende Variante, ein beobachtetes Rezeptionsdatum mit einem quantitativen sozialstatistischen Datum auf dem Weg einer Plausibilitätsaussage eifertig zu verknüpfen ("Anspruchslose TV – Unterhaltung wird von ungelerten Arbeitern überdurchschnittlich häufig gesehen, weil diese eine anstrengungslose Ablenkung von ihrem monotonen Arbeitsalltag besonders schätzen"), dürfte kaum mehr dem methodologischen state of the art entsprechen.

16

Drittens – und sicher nicht zuletzt – verlangt das Ernstnehmen der aktiven Rezipientenleistung endlich auch, als forschendes Subjekt erkennbar Stellung zu nehmen zu den Realitätskonstruktionen auf beiden Seiten des medialen Kommunikationsprozesses, Stellung zu nehmen anhand offenzulegender eigener politischer, moralischer, ästhetischer oder anderer jeweils einschlägiger Maßstäbe. Denn die medientheoretisch behauptete relative Selbstständigkeit der Konstruktionen auf beiden Seiten, die Zurückweisung behavioristischer stimulus-response-Modelle bedeutet u.E. keineswegs, daß damit beide Seiten völlig entkoppelt und jede nur für sich selbst verantwortlich wäre. Wenn in medienwissenschaftlichem Verständnis die glatte Ableitung von Wirkungen aus Ursachen auch unzulässig erscheint, so braucht man sich wissenschaftstheoretisch deshalb durchaus nicht auf einen ziemlich populär gewordenen "anything goes"-Standpunkt zu stellen, der neben Wirkungen auch gleich Folgen und ergo Verantwortlichkeiten leugnet. Und unter Hinweis auf Jürgen Hofmanns Kritik an der rollentheoretischen Durcheinanderwürfung von Akteuren und Zuschauern⁴ – die umfassende Durcheinanderwürfung von Tätern und Opfern kam bald in Mode – ist daran zu erinnern, daß auch elaborierte Medientheorie die Unterscheidung zwischen denen, die an der "Input"-Seite, und jenen, die nur an der "Output"-Seite von Medien sitzen, immer noch relativ zuverlässig ermöglicht.

3.

Noch? Möglicherweise ist die offenkundige Anziehungskraft der "anything goes"-Position für viele Intellektuelle nicht allein Ausdruck des allgemein im Vormarsch befindlich Neo-Positivismus, dem "Standpunkt und Perspektive" allemal ideologieverdächtig sind. Offensichtlich führt die technische Entwicklung auf dem Gebiet der Medien(wissenschaft) zunehmend zu einer Verunsicherung und zum Ungenügen analytischer Systeme und Begrifflichkeiten, so daß die Grundlage für begründete Standpunkte ebenfalls unsicher scheint. Die Rede ist von den neuen technischen Möglichkeiten interaktiver (massen)medialer Kommunikation und von der zunehmenden Perfektion fiktiver Realitätskonstrukte insbesondere der Bildmedien, die ausschließlich auf elektronischem Weg erzeugt werden und das gewohnte reale "Vorbild" für ein "Abbild" überflüssig machen (vgl. dazu Zielinski und Bartels in diesem Band).

Walter Benjamin (der neben Max Weber in diesem Band – wie wir finden: – erfreulich häufig als 'Vordenker' von Medienwissenschaft zitiert wird) hat die Möglichkeiten zur technischen Reproduktion von Kunst mit einer emphatischen Demokratisierungs- und vor allem Politisierungshoffnung verbunden (Benjamin 1963). Es fragt sich, ob nicht zwei oder drei Jahrzehnte Erfahrungen schon mit "herkömmlichem" Fernsehen – hätte er sie erlebt – Benjamin zum Widerruf seiner Entaurationisierungs-These veranlaßt hätten: Was diesem, nach verbreiteter Einschätzung, bedeutendsten technischen Medium an Wahrnehmungsstrukturierungen, Handlungsimperativen, sozialen Einflußmechanismen und mentalen Interferenzpotentialen anscheinend unabtrennbar anhaftet – das ist ja in der Tat kaum anders zu begreifen denn als "Aura". Und läßt man die Vielfalt von Beobachtungen Revue passieren, die bei der Nutzung des jüngsten Massenprodukts des "Elektronikzeitalters", des Home Computers, gemacht wurden: die Bedienungs-, mehr noch die Benutzungszwänge, die Neigung zur Anthropomorphisierung der "Maschine", die scheinbar selbstinduktiven Geschwindigkeits-, Leistungs- und Speicherplatzwettbewerbe... (vgl. Janshen in diesem Band) – dann haben wir es hier, wie es scheint, mit der nächsten Generation aura-erzeugender Artefakte zu tun.

Was aber geschieht, wenn sich der "auratische" Chip und der "auratische" Bildschirm zu einem Medienprodukt verbinden, das den "Abschied(s) von der Mimesis des Mimetischen" (Hein 1987) mit der elegantesten Leichtigkeit bewerkstelligt? Gewiß ist der Einwand richtig, daß die bevorstehende technische Möglichkeit zur umfassenden Fingerbarkeit von Realität nichts weiter ist als die konsequente Fortführung einer Entwicklung, die mit den Vorgängen um Welles' Hörspiel vor genau 50 Jahren erstmals schlagzeilenträchtig registriert wurde (und damals wie heute nichts als ein folgen -, also sinnloses kulturkritisches Echo erzeugte). Und es kann ja in der Tat nicht darum gehen, daß sich Medienwissenschaft als Augurenclub versteht, der in der Tradition der Warnungen vor dem Roman, dem Stummfilm, dem Tonfilm, dem Fernsehen (und was der historischen Medien - debatten mehr waren) nun die Warnungen vor den computergestützten Simulationsmedien ausstößt.

So weit, so richtig. Gleichwohl bleibt Verunsicherung aufgrund des Eindrucks, daß die technische Entwicklung gegenüber ihrer analytisch - begrifflichen Durchdringung mit Hile (nicht nur) der Medienwissenschaft weit im Vorsprung ist; daß die Wissenschaft zu den jüngsten technischen Innovationsstrümpfen noch nicht einmal adäquate Fragen formuliert, geschweige denn befriedigende Antworten gefunden hat. Wie - zum Beispiel - läßt sich die Kategorie des "Medienprodukts" neu konzeptualisieren, wenn man es nicht mehr mit Filmen, Sendungen, Durckerzeugnissen und nicht mehr mit Rezeptionsprozessen zu tun hat, die bei - derselben der empirischen und hermeneutischen Rekonstruktion zugänglich sind, sondern mit interaktiven Animationsspielen, deren "Kern" Programmkommandos sind und die eine mit zunehmender technischer Perfektion tendenziell unendliche Anzahl individueller Spiel - /Film - Realisationen zulassen? Wie handhabt man gegenüber solchen Produkten die gewohnten, aus konventioneller Produktions - technik abgeleiteten Begriffe wie "Einstellung" oder "Montage"? Wie weit kommt man noch mit einschlägigen Kategorien der "Darstellung", "Abbildung", "Fiktionalität" und des "Realismus"?

Resultiert aus der veränderten technischen Herstellung eine völlig neue Qualität medialer Produkte, oder handelt es sich nur um eine Vervollkommnung von Bildern, gegenüber deren scheinbarer Evidenz Medienwissenschaftler und vor allem Medienpädagogen sich schon immer größeres Mißtrauen gewünscht haben? - An welchem Referenzsystem wird man einen Computer - Animations - Film messen, der gar nicht mehr vorgibt, Abbild irgendeiner 'echten' Realität zu sein - und der zunächst so rezipiert werden wird, als bilde er 'echte' Realität ab? Oder erobert sich Bildmedien damit nur Möglichkeiten, die die Literatur sich längst erschloß? - Wer wird - mit allen Vorbehalten - der 'Täter' genannt werden können, wenn ein Benutzer ein interaktives Animationspiel in eine - wiederum mit allen Vorbehalten - (moralisch, politisch, humanistisch...) 'uner - wünschte' Richtung steuert: der Programmierer oder der Benutzer? Oder unter - stellt eine solche Fragestellung die gleichen falschen Parameter wie die gängige Fernsehkritik?

Noch scheint die neue technische Medienwirklichkeit wissenschaftlich einiger - maßen unbegriffen zu sein: nicht einmal auf den Begriff gebracht. Und infolge - dessen mangelt es vorläufig an Wertungskriterien und Urteilsvermögen. Wo es - vormalig (wenn auch immer vom politischen Gusto abhängig) zumindest konsistent möglich war, ästhetisch mit Kategorien des Realismus, politisch mit Kategorien der Aufklärung zu argumentieren, tendiert so manches Axiom angesichts der - neuen Gegenstände dazu, wenn nicht zu versagen, so doch unzuverlässig zu werden.

"Ob sich Medienwissenschaft in diese epochalen Umwälzungen analytisch ein - schalten kann und - falls ja - mit welchen Erkenntnisinteressen und gesell - schaftlichen Aufträgen, ist bislang wenig geklärt, nicht einmal ausgiebig erörtert", schreibt Kübler in diesem Band. Auf die Medienwissenschaft kommt hier, glau - ben wir, eine Reihe von Herausforderungen zu. Nicht nur Herausforderungen, die die Dimensionen 'disziplinärer Wissensfortschritt' und 'gesellschaftliche Anwendbarkeit' betreffen. Sondern Aufgaben, von deren Lösung es mit abhängt, ob Medienwissenschaft das Erbe jener kritisch - aufklärerischen Wissenschaftstra - dition anzutreten und fortzuführen vermag, aus der sie entstanden ist; ob sie den Weg geht, der ihr von mancher Seite offenbar zugeordnet ist: Akzep - tanzbesorgungsgagentur zu werden und "die Software - Produktion für eine Indu - striegesellschaft ohne Programm" (Bartels in diesem Band) zu übernehmen.

4. Wissenschaftstheorie und -praxis der Medienwissenschaft

In mehreren Beiträgen dieses Bandes wird auf den Beginn medienwissenschaftli - cher Forschungen in den literaturwissenschaftlichen Disziplinen verwiesen, wobei die oft zitierte "Legitimationskrise" der Philologien und die in dieser Situation gesteigerte Hoffnung auf gesellschaftliche Legitimation schon allein aus quantita - tiven Gründen (die Massenhaftigkeit der Verbreitung von Medienprodukten schien erhöhte 'Politikrelevanz' zu verbürgen) entscheidende Impulse lieferten. Die Anfänge der Medienwissenschaft unterm Dach vor allem der Germanistik erforderten zunächst ein gewisses Fingerspitzengefühl ihrer Protagonisten, um die Widerstände konventioneller denkender Fachvertreter nicht unnötig anzustacheln, wie etwa aus Helmut Kreuzers konsensuels 1976 (Kreuzer 1977) noch heute anschaulich herauszulesen ist. Wie der Sturm eines Elefanten in einen Porzellanladen mußte seinerzeit Faulstichs Rede davon erscheinen, die Literaturwissenschaft sei "tendenziell aufgehoben", ein "Paradigmawechsel" habe bereits stattgefunden (Faulstich 1979, 9) - dem Autor wird dieser Vorstoß noch heute vorgehalten (auch in diesem Band), und zwar mutmaßlich nicht nur, weil er irrtümlich, sondern auch, weil er 'untaktisch' war.

Über letzteres aber ließe sich streiten. Denn rückblickend darf man (vom Resultat her, nicht von der Intention der Akteure) gewiß von einer ganz gelun - genen 'Arbeitsteilung' zwischen der 'seriösen' und der 'enfants terribles' - Abtei - lung der nachrückenden Germanisten - Garde sprechen: die einen bemühten den durch die Studentenrevolte ohnehin aufgeschreckten Ordinarien - Typus der Nachkriegs - (und oft genug ja auch noch: der Vorkriegs -) Generation, inte - grierten sogar einen Teil in neue literaturwissenschaftliche Konzepte; die anderen machten die neu entdeckten Fragestellungen so lange 'heiß', bis auch fast dem letzten Schönegeist die Einsicht dämmerte, daß fortgesetzte Verweigerung die Gefahr bedeutete, auf dem Abstellgleis zu landen.

Diese 'Anekdote' der Fachentwicklung, die wir ohnehin nur salopp anspielen, nicht analytisch entfalten können, wird hier lediglich noch einmal in Erinnerung gerufen, weil sie auf einen wesentlichen Tatbestand wissenschaftsgeschichtlicher Entwicklung verweist: darauf nämlich, daß Fachgeschichte neben einer wissen - schaftstheoretischen immer auch eine wissenssoziologische Dimension hat. Zweifellos ist die - auch in mehreren Beiträgen dieses Bandes geäußerte - Beobachtung richtig, daß wissenschaftliche Spezialgebiete entstehen, wenn die Entdeckung neuer oder die Veränderung bekannter Gegenstände dies nahelegen, und daß die Ausdifferenzierung zu eigenen Disziplinen erfolgt, wenn die überkommene diszi - plinäre Einbindung zum methodischen, forschungsstrategischen und/oder for -

schungsorganisatorischen Hemmnis wird (vgl. etwa Stehr/König 1975, Oeser 1976). Der Erfolg oder Mißerfolg der Verankerung eines Spezialgebiets oder einer Disziplin hängt zusätzlich aber nicht unbedeutend davon ab, ob die Protagonisten der Verselbständigung die 'richtigen' fachlichen und wissenschaftspolitischen Koalitionen schließen, wirksame Netzwerke aufbauen, personelle und finanzielle Ressourcen attrahieren können usw. (vgl. etwa Weingart 1974).

Dieser Tatbestand verweist auf die Frage nach der Disziplin Medienwissenschaft zurück. Es gibt guten Grund anzunehmen, daß die Debatten über den Gegenstand der Medienwissenschaft – bei allen Kontroversen und Lücken –, über ihr methodisches Inventar, ihre vorrangigen Forschungsaufgaben, adäquate Forschungsstrategien und über gesellschaftliche Bedarfe, die sie befriedigen könnte, weit genug fortgeschritten sind, um über den Nutzen einer selbständigen Disziplin wissenschaftslogisch Konsens herstellen zu können (vom Sonderfall der Abgrenzung zur Publizistik, wovon noch zu reden ist, vielleicht abgesehen). Dies reicht aber, wie gesagt, nicht aus. In das Wissenschaftssystem, in die Wissenschaftspraxis ist bekanntlich eine ganze Reihe von Steuerungs- und Strukturierungselementen eingelagert, die 'rein rationale, wissenschaftslogisch begründete Entscheidungen zu überformen vermögen: wissenschafts- und finanzpolitische Interessen, Reputationsmechanismen, bürokratische Restriktionen und vieles andere mehr. Damit ist zum einen gesagt, daß die an einer disziplinären Institutionalisierung Interessierten sich nicht allein auf die Durchschlagkraft ihrer 'guten Argumente' verlassen können, wie etwa die Fälle Osnabrück, aber auch Berlin zeigen. Zum anderen ist damit die Bedeutung einer selbständigen Disziplinbildung aber noch einmal unterstrichen: es scheint, daß es der Entwicklung der Medienwissenschaft gut täte, wenn die 'taktische' Phase der 'Duldung' in anderen Disziplinen mit der fortgesetzten Koalitionsbildung in allen Ressourcen- und Berufsfragen, mit dem anhaltenden Legitimierungszwang, nicht selten eben auch mit 'Grabenkriegen' zwischen den Disziplinvertretern endlich überwunden würde. Eine gedeihliche Entwicklung, gar großzügige Ausstattung und langfristige Sicherung der Medienwissenschaft wäre (siehe Osnabrück) damit keineswegs garantiert; aber – um es auf den geschollenen Begriff zu bringen –: es ist aus wissenschaftspraktischen und wissenssoziologischen Gründen allemal leichter, im 'eigenen Haus' in relativer Ruhe an der Entwicklung von Paradigmen zu arbeiten, als unterm fremden Dach fortgesetzt um "Paradigmenwechsel" kämpfen zu müssen.

Der heikelste wissenschaftslogische Punkt in der Disziplin – Definition scheint – wie angedeutet – immer noch eine überzeugende Abgrenzung zur und Arbeitsteilung mit der Publizistik – bzw. Kommunikationswissenschaft zu sein. Daß der Forschungsgegenstand im großen und ganzen derselbe sei, wurde (und wird auch in diesem Band) mehrfach festgestellt; freilich ist das, auch im Blick auf andere disziplinäre Ausdifferenzierungen, kein zwingendes Argument. Allerdings scheint uns der Vorschlag nicht restlos zu überzeugen, daß die Medienwissenschaft sich primär mit den (und zwar im gattungswissenschaftlichen Sinn so angesehene) ästhetisch-fiktionalen Medienprodukten beschäftigen solle, während die Publizistik stärker auf die nicht-fiktionalen Genres fokussiere. Zum einen käme dies einer irritierenden ex-post – Ausgrenzung von bereits vorgelegten Forschungen gleich, die sich nicht ohne Grund eher der medienwissenschaftlichen als der publizistikwissenschaftlichen 'Schule' zuordnen; zum anderen – und wesentlich wichtiger – ist auf dem gegenwärtigen Stand der Erkenntnis die Abgrenzung zwischen fiktional und nicht-fiktional (vgl. Abschnitt 2 dieser Einleitung) bzw. zwischen ästhetisch und nicht-ästhetisch organisiert außerordentlich bestreitbar, wie Klopfer in diesem Band mit bemerkenswerter Eingängigkeit darlegt.

Es bleibt bei gegebenem Kenntnisstand wohl nichts anderes übrig als das, was Hickethier in diesem Band tut: Medienwissenschaft vorläufig induktiv – beschreibend – und nicht deduktiv – normierend – als die wissenschaftliche Beschäftigung mit Forschungsfeldern zu beschreiben, die von der Kommunikationswissenschaft nicht bestellt worden sind. Deskriptiv, und wiederum nicht nomologisch, läßt sich gewiß bemerken, daß kommunikationswissenschaftliche Ansätze stärker auf systematisch-organisatorische Aspekte der Massenmedien reflektieren, wobei die 'Herstellung' von Kommunikaten und deren 'Verbrauch' (Gebrauch) wichtige Forschungsziele darstellen; wenn man so will, liegt die Konzentration eher auf syntaktischen und semantischen Dimensionen massenmedialer Kommunikation. Medienwissenschaftliche Ansätze konzentrieren sich demgegenüber stärker auf alltagspraktische und handlungstheoretische Aspekte, wobei die medien-spezifischen Strukturierungen von Kommunikaten und deren Apperzeptionen wichtige Gesichtspunkte darstellen; wenn man so will, stehen eher pragmatische Dimensionen medialer Kommunikation im Vordergrund. Aber auch diese Beschreibung, die keine Definition sein will, deutet allenfalls fließende Übergänge an, was in der Tat der Gemeinsamkeit des Gegenstands beider Disziplinen geschuldet ist.

Wenngleich es aus wissenschaftspraktischen Gründen manchem wünschenswert erscheinen mag, die disziplinäre Abgrenzung (übrigens nicht nur gegenüber der Publizistikwissenschaft) begrifflich klarer und sachlich 'härter' vornehmen zu können, liegt in den 'offenen Grenzen' der Medienwissenschaft im status quo u.E. eben auch eine große Chance: die Chance, tatsächlich ein Ort der Interdisziplinarität zu sein.

Alle medien-theoretischen Überlegungen sprechen ja dafür, daß Medienwissenschaft die universelle Integration geisteswissenschaftlich – hermeneutischer, humanwissenschaftlicher und sozialwissenschaftlicher – einschließlich ökonomischer und juristischer – Ansätze leisten mußte. Medienwissenschaft 'bearbeit' die traditionellen Geisteswissenschaften um hermeneutisch – interpretative Verfahren in der Produktanalyse, nimmt aber zugleich auch ein doppeltes Erbe aus der Hermeneutik und aus der verstehenden Soziologie an, um Rezeptionsprozesse umfassend begreifen zu können. Sie kommt dabei ohne die Adaption von Ergebnissen der theoretischen und experimentellen Psychologie und auch der (Wahrnehmungs-)Physiologie nicht aus. Mediengebrauch als aktive und soziale Handlung der Rezipienten erschließt sich nur in bewußter Einbeziehung von theoretischen Konzeptionen und praktischen Methoden der Soziologie – nicht allein der Kulturosoziologie –, wie sich Medien in ihrer technischen Dinglichkeit und den darin vergegenständlichten Handlungsstrukturen kaum angemessen erfassen lassen ohne die fruchtbaren Konzeptualisierungen und Resultate der Techniksoziologie. Sowohl die (weithin erst noch zu schreibenden) Gattungen – Geschichten der Medien als auch die Kulturgeschichte der Medienverwendung bedarf selbstredend der Zusammenarbeit mit den historischen Wissenschaften, und insbesondere wenn – wie wir oben argumentiert haben – die genealogische Betrachtung für die Medientheorie von Bedeutung ist, dann spielt der interdisziplinäre Austausch mit der Ethnologie und Volkskunde eine wichtige Rolle. Nicht zuletzt erheischt das Eingelassensein von Medien in gesamtgesellschaftliche Strukturen das adäquate Verständnis innerer Funktionsprinzipien, Steuerungs- und Kontrollmechanismen, wobei der Rekurs auf die Politische Ökonomie, ökonomische und Politik – Wissenschaften, Rechtswissenschaft usw. notwendig ist. Schließlich sei daran erinnert, daß – einschlägigen Aversionen zum Trotz – manche medienwissenschaftliche Gegebenheit die wenigstens oberflächliche Kenntnis technisch – ingenieurwissenschaftlicher Zusammenhänge erfordert.

Unbestreitbar ist eine Fortsetzung der wissenschaftstheoretischen Diskussion um das Fach Medienwissenschaft mit dem Ziel einer klareren Konturierung der Disziplin notwendig; dieser Band will ja nicht zuletzt dazu beitragen. Zu hoffen bleibt, daß dabei nicht das anderweitig beobachtete "Abschottungs-Syndrom" auftaucht (vgl. Weingart 1974), sondern interdisziplinäre Bezüge erhalten und ausgebaut werden – nicht nur in der fachtheoretischen Programmatik, sondern auch im wissenschaftspraktischen Alltag, also in der Personalrekrutierung, bei Berufungen, in der Formulierung von Studienplänen, bei der Themenvergabe für Abschlußarbeiten usw. usf. Es eignet eben gerade dem Gegenstand der Medienwissenschaft, echte Interdisziplinarität – was mehr bedeutet, als freiberuflerisch und eklektisch sich an den Resultaten anderer Disziplinen zu bedienen – nicht nur zu ermöglichen, sondern gerade zu erzwingen. Und das generelle Erkenntnisziel medienwissenschaftlicher Forschung impliziert die Chance, die – auch in diesem Band wieder und wieder beschworene – Dichotomie empirisch-sozialwissenschaftlicher und kritisch-hermeneutischer Verfahren integrativ zu überwinden. Die Praxis der Medienwissenschaft – nicht ihre Wissenschaftstheorie – wird zeigen, welche dieser Chancen in welchem Umfang realisiert werden.

5. Zu diesem Band

Jedem Sammelband, auch wenn er sich um eine große Breite von Themen und eine Vielfalt von Standpunkten bemüht, liegt mehr oder weniger implizit ein vorgängiges Verständnis des Gegenstands, eine Zielstellung, eine Konzeption zugrunde, die die Auswahl von Beiträgen und Autor/Inn/en steuert; das gilt natürlich auch hier. Den Vorzug nutzend, daß Herausgeber das erste Wort nehmen dürfen, haben wir in den vorangegangenen Kapiteln einen größeren Teil der Vorüberlegungen transparent zu machen versucht, die uns beim Konzipieren dieses Bandes geleitet haben. Nachzutragen bleiben einige Hinweise auf den Inhalt und die Gliederung dieses Bandes.

Die Beiträge sind in einer lockeren Dreigliederung angeordnet, absichtlich ohne daß sie durch eine kenntlich gemachte Kapitel- oder Abteilungs-Struktur voneinander getrennt würden. Am Anfang stehen vier Beiträge, die Kategorien, Begriffe, Probleme, Gegenstände und Methodenfragen von Medienwissenschaft im problemorientierten Überblick darstellen. Ihnen folgen sieben Aufsätze, die Forschungsgegenstände, -strategien und -ziele jeweils anhand exemplarischer Thematika, Medien oder (multi)disziplinärer Zugänge ins Auge fassen. Den Abschluß bilden drei Beiträge, die schwerpunktmäßig nach dem politisch-sozialen Standort von Medienwissenschaft und den daraus sich ergebenden Entwicklungsperspektiven und -herausforderungen fragen. Auf eine strenge Kapitelgliederung wurde verzichtet, weil die Anordnung, wie wir sie vorgenommen haben, zwar einen argumentativen Sinn macht, weil aber alle Beiträge jeweils Lesarten im Licht anderer Scherpunktsetzungen nicht nur ermöglichen, sondern sogar gebieten: Die Überblicksbeiträge befassen sich sehr wohl auch mit methodischen oder Gegenstandsfragen im einzelnen, wie umgekehrt die beispielsweise an einzelnen Medien orientierten Aufsätze auch Grundsätzliches zu medientheoretischen, heuristischen oder methodologischen Problemen beitragen. Die Standortbestimmungen bearbeiten ihrerseits durchaus detaillierte forschungstrategische Fragen, wie umgekehrt Aufsätze mit methodologischem Schwerpunkt sehr wohl die Fachperspektive in toto thematisieren; und so weiter. Die Gliederung verfolgt – mit einem Wort – lediglich ein vermutetes Leserinteresse, von resümierenden Überblicken zu detaillierteren Einzelfragen und schließlich zu perspektiv-orientierten Ausblicken fortzuschreiten; sie stellt weder eine Hierar-

Einleitung

chie der Beiträge dar, noch verbietet sie eine Lektüre nach eigenem Gusto des Lesers oder der Leserin.

In der so gewählten Anordnung steht der Problemaufruf KÜBLERS vorn: der Autor benennt in fachgeschichtlicher Perspektive wesentliche Herausforderungen und Desiderate der Medienwissenschaft (Untertitel). Er klagt u.a. begriffliche Klarheit in Hinsicht auf Grundkategorien der Medienwissenschaft sowie eine Fortentwicklung der medienwissenschaftlichen Methodendebatte ein. HICKE – THIER nimmt in dem folgenden Beitrag das Kategorien-Problem auf; er zeigt anhand der Begriffsgeschichte von "Medium", wieweit die Diskussion um die von ihm wohlweislich mit Fragezeichen versehene – "Basiskategorie" bisher entfaltet wurde und anhand welcher (anderer) Kategorien sich Medienwissenschaft ihrer akademischen Identität zu versichern suchte. Die Aufsätze von Kloepper und Charlton/Neumann treiben die Reflexion über die Gegenstände und adäquaten Methoden von Medienwissenschaft, jeder auf seine Weise, noch ein Stück weiter: KLOEPFER argumentiert mit Hilfe der grundlegenden Kategorien "Mimesis", "Diskurs" und insbesondere der pragmatischen Dimension "Sympraxis" dafür, Medienästhetik als Gegenstand von Medienwissenschaft nicht auf bestimmte (genrespezifisch definierte) Medienprodukte zu begrenzen. Darstellungs- und rezeptionsästhetische Fragestellungen seien nicht zu trennen. Ästhetik sei als ubiquitäre "Steigerungsförm" zu begreifen. CHARLTON und NEUMANN diskutieren im ausdehnenden Überblick die – auch für Medienwissenschaft – paradigmatische Kontroverse um "quantitative" versus "qualitative", "empirische" versus "hermeneutische" Methoden.

ROGGEs Beitrag steht an dieser Stelle gleichsam als Gelenkstück zwischen der Methodendiskussion und den folgenden exemplarischen Untersuchungen. Der Verfasser reflektiert anhand der Erfahrungen in der Feldforschung methodische Probleme wie praktische Erträge einer ganzheitlich vorgehenden Medienwissenschaft. Techniksoziologisch nähern sich die beiden folgenden Aufsätze zwei unterschiedlichen Gegenständen an: ZIELINSKI stellt ein Ensemble heuristischer Instrumente zur Erforschung audio-visueller Apparate dar. Er entfaltet die – wie uns scheint: außerordentlich fruchtbare – Kategorie des "Apparats", in der das mediale Produkt, sein Herstellungsprozeß (insbesondere in der Dimension seiner sozialen Organisation), das technische Medium, der Distributionsprozeß und nicht zuletzt der mentale "Apparat" der Rezipienten zusammengedacht werden können. VON THIENEN hebt in seiner Untersuchung technikvermittelter Musiken insbesondere darauf ab, medien- und wirkungssoziologisch auf den sozialen Prozeß der Technik – bzw. Produktverwendung zu fokussieren, anstatt vom "Transport" einer "Botschaft" auszugehen, die dann – so der Autor – oft genug auch noch mehr normativ als deskriptiv "entschlüsselt" wird.

Die Konzentration auf den Rezeptionsprozeß teilt SCHMITT – SASSE, der in seinem Beitrag darstellt, welche Chancen sich medienwissenschaftlicher Wirkungsforschung durch die Aufnahme neuerer wahrnehmungspsychologischer Ansätze und Forschungsergebnisse bieten können. Daß die Beschränkung des Forschungsgegenstandes auf nur eine mediale Präsentationsform sowohl produktionswirksame Medienkonzepte als auch die reale vielfältige Mediennutzung von Produzenten und Rezipienten verfehlt, zeigt PRÜMM am historischen Beispiel der zwanziger Jahre in seinem Umriß eines Forschungsfelds "Intermedialität und Multimedialität".

Die beiden letzten exemplarischen Untersuchungen in diesem Teil reagieren – jede auf ihre Weise – gleichsam auf die von Fischer am Schluß dieses Bandes erhobene Forderung an die Medienwissenschaft, praktische Relevanz zu demon-

strieren. JANSSEN zeigt am beschleunigten Vordringen der sogenannten Neuen Medien in den Privatbereich, daß hier nicht nur eine neue Rationalisierung und Zentralisierung, kurz: Politisierung der Privatsphäre vollzogen wird, sondern daß umgekehrt auch der Bedarf an einer aktiv gestaltenden Technologiepolitik für ein "Privatissimum" entsteht, zu der Medienwissenschaft ihren Teil beizutragen aufgerufen ist. KOEBNER widmet sich der akademisch-pädagogischen Seite der Medienwissenschaft; anhand von Erfahrungen mit und Perspektiven von universitärer Ausbildung zeigt er am Beispiel des film- und fernsehwissenschaftlichen Studiums, welche Fähigkeiten gefragt, welche Organisationsformen benötigt und welche praktischen Aussichten erwartet werden.

Am Schluß des Bandes stehen also drei Beiträge, die die Herausforderungen und Perspektiven für Medienwissenschaft vor allem im Licht des gesellschaftlich-politischen Standorts der Disziplin thematisieren. FAULSTICH demonstriert exemplarisch an verschiedenen Medien, welche gesellschaftlichen Interessen sich in und an ihnen artikulieren und welchen Nutzen eine Medienwissenschaft davon haben könnte, dieser Interessen fortwährend eingedenk zu sein. BARTELS entwickelt in seiner historischen Typologie des Wechsels gesellschaftlich dominanter Medien, wie literarische Fiktion zugunsten eines neuen, von der Forderung nach Mimesis befreiten, visuellen Fiktionstyps aufgehoben wird; er plädiert für eine (sich dem ökonomisch-politischen Vereinbarungs- und Funktionalisierungsdruck damit bewußt widersetzende) medienwissenschaftliche Grundlagenforschung, die die Beziehungen zwischen Fiktionstypen und dominanten Medien und die von ihnen erzeugten "semiotologischen Brüche" jenseits der kulturkritischen Klage über die mediale Zerstörung der Kultur untersucht, die nur die "literarische" meint. FISCHER entwickelt aus seiner doppelten Perspektive des Medienschaffenden und Medienforschers einen Standpunkt kritisch-materialistischer, auf praktische Intervention orientierten Selbstreflexion, der weit mehr ist – und auch dies ist gewiß schon wichtig – als die eindringliche Warnung vor der Funktionalisierung und Instrumentalisierung der Medienwissenschaft durch die, denen die Fachentwicklung aus anderen als wissenschaftlichen Gründen am Herzen liegt. FISCHERS Plädoyer mag, wer will, als ersten Baustein einer kritischen Ethik der Medienwissenschaft verstehen, ohne die Medienwissenschaftler zukünftig kaum mehr nach einer – so notwendigen – Medienethik werden rufen können.

Der Durchgang durch die – mehr oder weniger konsistente, mehr oder weniger plausible – Gliederung wäre unvollständig ohne den Hinweis, daß Herausgebertätigkeit immer auch den "Mut zur Lücke" erfordert. Eine Reihe von Beiträgen, die in unserer ursprünglichen Konzeption vorgesehen waren, sind nicht zustande gekommen; in den meisten Fällen, weil die eingeladenen Beitragser/innen sich wegen zeitlicher Restriktionen nicht in der Lage sahen, für diesen Band zu schreiben. Wir bedauern insbesondere, daß in diesem Sammelband eine organisationssoziologische Analyse eines Massenmediums fehlt; damit entfällt ein für uns wesentlicher Bestandteil einer sich auch sozialwissenschaftlich verstehen – den, politisch-ökonomisch fundierten Medienwissenschaft. Wir vermissen ferner einen Beitrag, der sich den Problemen medienwissenschaftlich-historischer Forschung anhand der Geschichte eines einzelnen Mediums oder anhand von Fragen der Programmgeschichtsschreibung hätte widmen können. Ausgefallen ist leider auch ein Aufsatz, der Stand und Perspektiven der Medienforschung in den (bzw. gefördert durch die) öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten beschreibt; wegen der Bedeutung dieser Forschungen, die die universitäre Medienwissenschaft in beeindruckender Weise ergänzen, wäre uns ihre Repräsentanz in diesem Band ausgesprochen sympathisch gewesen. Schließlich sind wir unseren selbstgesetzten Ansprüchen insoweit nicht gerecht geworden, als in diesem Sammelband nur eine einzige Frau vertreten ist. Die notorische (und im medienwissenschaftlichen

Einleitung

Bereich gar noch besonders ausgeprägte) Unterrepräsentanz von Frauen in Hochschulen und Instituten erklärt zwar, aber entschuldigt nicht, daß dieses skandalöse Mißverhältnis sich auch in diesem Buch widerspiegeln muß, zumal es – beispielsweise – eine entwickelte feministische Filmforschung in der Bundesrepublik gibt, deren Vertreterinnen in diesem Band mehr als willkommen gewesen wären. Eine erkleckliche Anzahl von Einladungen hat leider in keinem Fall zum Erfolg geführt.

Es bleibt, der Trägerin und den Trägern Dank zu sagen für die Mühen, denen sie sich unterzogen haben. In den Vorgesprächen, die wir mit ihnen und den weiteren ins Auge gefaßten Autor/inn/en geführt haben, zeigte sich immer wieder, daß namentlich die Medienforscher/innen in den Hochschulinstituten schwer zumutbaren Arbeitsbedingungen und kaum erfüllbaren Arbeitsbelastungen ausgesetzt sind; um so mehr ist anzuerkennen, daß – von zwei Ausnahmen abgesehen – für diesen Band sämtlich Originalbeiträge produziert wurden. Spezieller Dank gilt mehreren Trägern für ausführliche Gespräche, fachlichen Rat und wertvolle Hinweise in der Vorbereitungsphase dieses Bandes. – Zu danken haben wir des weiteren den Kolleg/inn/en der Redaktion Theaterzeit-Schrift (TZS); ohne ihre engagierten Diskussionsbeiträge und sachlichen Ratschläge bei der Vorbereitung des TZS-Hefes *Medienwissenschaft* hätte dieses Buch so nicht konzipiert werden können. Ralf Dose schließlich sind wir für inhaltlichen Beistand und redaktionelle Hilfestellung in der Schlußphase der Herstellung dankbar.

Anmerkungen

- 1 Vgl. den Nachweis von Berg (1984), wie sich gesellschaftliche Medienverständnisse nicht nur in Abhängigkeit von "makro-sozialen" Veränderungen wandeln, sondern auch im Hinblick auf historisch je spezifische Medien-Ensembles mit jeweils "neuen" und "alten" und jeweils unterschiedlichen dominanten Medien.
- 2 Es scheint nicht nur, aber vor allem auch im Hinblick auf Kommunikations- und Interaktionsprozesse fruchtbar zu sein, vor alltagspraktisch "vernünftigen", d.h. in bezug auf die Bewältigung gewöhnlicher Lebenssituationen nutzenorientierten und erahnungsgeprägten, Verhalten von Menschen auszugehen. Vgl. unsere ähnlich strukturierte Argumentation in Hinsicht auf alltägliches Kommunikationsgeschehen in Bohn/Meyen – Skupin/Müller 1985.
- 3 Der Theaterwissenschaft wäre – hätte sie denn gewollt – in diesem Punkt ihre "kopernikanische Wende" durch Bergs Aufsatz von 1984 beschieden gewesen, in dem die "Transitorik" als Theater-Definens gültig zurückgewiesen wird. Aber sie wollte nicht: es ist kennzeichnend für die wissenschaftstheoretische Schlafmützigkeit und indolente Gleichgültigkeit der führenden Vertreter dieser Disziplin, daß Bergs Vorstoß hier ohne nennenswertes Echo geblieben ist.
- 4 "Der 'Akteur' handelt und der 'Spektateur' schaut zu, der Schauspieler stellt etwas dar und der Zuschauer sich etwas vor, der Mensch auf der Bühne spielt mit seiner ganzen Person und der im Publikum nur mit seinen Gedanken – (...) Aber das paßt weder dem Theatermann, der die (subventionierte) Disproportion beschönigen will, noch dem Theoretiker, der die (privilegierende) Ungleichheit zwischen Handelnden und Erkennenden im Hinblick auf die von Arbeitern und Ausbeutern zu 'rollenhandeln' nivellieren muß, ins Konzept." (Hofmann 1973, 932f.)
- 5 Am Berliner Institut für Theaterwissenschaft wurde die praktische Realisierung film- und fernsehwissenschaftlicher Studienanteile durch die Berufung zweier Professoren über Jahre hinaus verzögert, namentlich weil ein einzelner Hochschullehrer des Instituts unter dem Vorwand wissenschaftstheoretischer Bedenken auf Kollisionskurs ging und durch zahlreiche taktische Winkelzüge

und 'geschicktes' Antichambrieren in der Wissenschaftsverwaltung lange Zeit Erfolg hatte. Eine der beiden Stellen ist heute (November 1988) noch immer unbesetzt.
 6 Eine klarer definierte Aufgabenteilung zwischen Publizistik- und Medienwissenschaft könnte auch dazu beitragen, das fruchtlose Gerangel um 'Zuständigkeiten' und die Vorwürfe hinsichtlich gegen- seitiger 'Usurpationen' zu überwinden und damit an die Stelle weitgehender Abgrenzung und Ignorierung endlich interdisziplinäre Kooperation zu setzen (vgl. auch Hieckel in diesem Band).
 7 Karl Prümmers Aufsatz ist erstmals in TheaterZeitschrift (1987), H. 22 erschienen. Doris Janshens Beitrag ist die von der Verfasserin grundlegend überarbeitete Fassung eines erstmals in den Ver- braucherpolitischen Heften, Nr. 1, Dezember 1985, erschienenen Aufsatzes.

Bibliographie

G. Anders 1956: Die Antiquiertheit des Menschen. München
 D. Baacke (Hrsg.) 1974: Kritische Medientheorien. Konzepte und Kommentare. München
 H. Bausinger 1986: Volkskultur in der technischen Welt. Frankfurt/New York
 W. Benjamin 1963: Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit. Frankfurt
 J. Berg 1984: Das Autonomie-Mißverständnis der Theaterwissenschaft. In: TheaterZeitschrift (1984), H. 8, S. 35-43
 P.L. Berger/T. Luckmann 1969: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Frankfurt
 Bestandsaufnahme Film- und Fernsehwissenschaft. Dokumente einer Tagung. Hrsg. von der Gesellschaft für Film- und Fernsehwissenschaft. Münster 1987
 H. Beth/H. Pross 1976: Einführung in die Kommunikationswissenschaft. Stuttgart u.a.
 R. Bohn/R. Ruppert 1983: ...nichts zu verlieren als ihre Disketten. Über soziale Folgen der Informations-technologie. In: TheaterZeitschrift (1983), H. 5, S. 59-97
 R. Bohn/U. Meyen - Skupin/E. Müller 1983: Theater, Spektakel, Unterhaltung. Prolegomena zu einer 'Spektakel-Theorie'. In: TheaterZeitschrift (1983), H. 13, S. 2-16
 P. Bourdieu 1974: Zur Soziologie der symbolischen Formen. Frankfurt
 Center for Educational Research and Innovation 1972: Interdisciplinarity. Paris
 Faulstich, Werner (Hrsg.) 1979: Kritische Stichwörter Medienwissenschaft, München 1979.
 M. Gunitau 1987: Der Herausbildungsprozeß moderner wissenschaftlicher Disziplinen und ihre sta- diale Entwicklung in der Geschichte. In: Berichte zur Wissenschaftsgeschichte 10 (1987), S. 1-13
 J. Habermas 1969: Strukturwandel der Öffentlichkeit. Neuwied/Berlin
 P.U. Hein 1987: Fabrik oder Theater. In: A. Silbermann (Hrsg.): Die Rolle der elektronischen Medien in der Entwicklung der Künste. Frankfurt, S. 71-81
 T. Heinze (Hrsg.) 1987: Qualitative Sozialforschung. Erfahrungen, Probleme und Perspektiven. Opladen
 J. Hofmann 1973: Das Theater mit der Rollentheorie (zu Un Rapp: Handeln und Zuschauen). In: Das Argument (1973), H. 83, S. 927-937
 B. Joerges (Hrsg.) 1988: Technik im Alltag. Frankfurt
 R. Jokisch (Hrsg.) 1982: Techniksoziologie. Frankfurt
 F. Kittler 1986: Gramophon Film Typewriter. Berlin
 F. Kniffli 1979: Stichwort 'Medium'. In: Faulstich 1979, S. 230-251
 J. Kolbe (Hrsg.) 1969: Ansichten einer künftigen Germanistik. München
 J. Kolbe (Hrsg.) 1973: Neue Ansichten einer künftigen Germanistik. München
 H. Kreuzer (Hrsg.) 1969: Literarische und naturwissenschaftliche Intelligenz. Dialog über die 'zwei Kulturen'. Stuttgart
 H. Kreuzer 1975: Veränderungen des Literaturbegriffs. Göttingen
 H. Kreuzer (Hrsg.) 1977: Literaturwissenschaft - Medienwissenschaft. Heidelberg
 H. Kreuzer 1987: Die Erforschung des Fernsehens. Der Siegerner Sonderforschungsbereich zu Bild- schirmmedien. Eine Projektbeschreibung. In: TheaterZeitschrift (1987), H. 22, S. 16-22

Einleitung

H.-D. Kübler 1987: Medienwissenschaft auf dem Prüfstand. Einige wissenschaftsgeschichtliche, terminologische und methodologische Anmerkungen. In: TheaterZeitschrift (1987), H. 22, S. 114-123
 G. Malerzke 1976: Ziele und Wirkungen der Massenkommunikation. Hamburg
 G. Malerzke 1980: Kommunikationsforschung als empirische Sozialwissenschaft. Berlin
 M. McLuhan 1970: Die magischen Kanäle. Understanding Media. Frankfurt
 Medienwirkungsforschung in der Bundesrepublik Deutschland. Hrsg. v. d. Deutschen Forschungsgemeinschaft. Teil I. II. Weinheim 1986
 B. Mettler-Meibohm 1987: Soziale Kosten in der Informationsgesellschaft. Überlegungen zu einer Kommunikationsökologie. Frankfurt
 J. Meyrowitz 1987: Die Fernseh-Gesellschaft. Wirklichkeit und Identität im Medienzeitalter. Weinheim
 O. Negt/A. Kluge 1972: Öffentlichkeit und Erfahrung. Zur Organisationsanalyse von bürgerlicher und proletarischer Öffentlichkeit. Frankfurt
 E. Osser 1976: Wissenschaft und Information. Systematische Grundlagen einer Theorie der Wis- senschaftsentwicklung. München
 J. Paech 1987: Es war einmal: Medienwissenschaft in Osnabrück. In: TheaterZeitschrift (1987), H. 22, S. 30-40
 H. Pross 1972: Medienforschung. Darmstadt
 H. Pross/C.D. Rath (Hrsg.) 1973: Rituale der Massenkommunikation. Gänge durch den Medienalltag. Berlin
 K. Renckstorf 1977: Neue Perspektiven in der Massenkommunikationsforschung. Beiträge zur Begründung eines alternativen Forschungsansatzes. Berlin
 G. Ropohl 1979: Eine Systemtheorie der Technik. Zur Grundlegung der Allgemeinen Technologie. München/Wien
 G. Ropohl (Hrsg.) 1981: Interdisziplinäre Technikforschung. Berlin
 J. Schmitt-Sasse 1987: Parforce durch den Medienwissenschafts-Park. Ein kommentierter Über- blick. In: TheaterZeitschrift (1987), H. 22, S. 5-15
 N. Stehr/R. König 1975: Wissenschaftsoziologie. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsy- chologie. Sonderheft 18/1985
 R. Warning (Hrsg.) 1979: Rezeptionsästhetik. Theorie und Praxis. München
 P. Weingart (Hrsg.) 1974: Wissenschaftsoziologie. 2 Bde. Frankfurt
 R. Williams 1972: Culture and Society 1780-1950. Harmondsworth 1961 (zuerst 1958; deutsche Ausgabe: Gesellschaftstheorie als Begriffsgeschichte. Studien zur historischen Semantik von Kultur. München)
 R. Williams 1974: Television. Technology and Cultural Form. London
 B. Winston 1986: Misunderstanding Media. London/New York
 Youth in the Electronic Environment = youth & society 15 (1983), No. 1
 S. Zielinski (Hrsg.) 1983: Tele-Visionen, Medienzeiten. Beiträge zur Diskussion um die Zukunft der Kommunikation. Berlin
 S. Zielinski (Hrsg.) 1976: Technik - Oder: wissen wir, was wir tun? Basel